

Fritz Klein

# **S**tond

**Unterm Pietismus**

*Das Tagebuch der Martha Müller*

## Das Buch

Nach einem halben Jahrhundert entdeckt der Ich-Erzähler das Tagebuch seiner frühverstorbenen Mutter. Anhand ihrer Aufzeichnungen reist er zurück in eine Welt, die auch einmal seine war: die Welt der „Stond“. Im intimen Gespräch mit der Tagebuchschreiberin, im Kommentar, in Erinnerungen, in eigener Spurensuche und kritischer Selbstreflexion entfaltet sich eine Familiengeschichte im Bann des Pietismus, die sich über mehr als hundert Jahre quer durch das 20. bis ins 21. Jahrhundert und über drei Generationen erstreckt. Geschildert wird das Leben der Martha Müller als „Stondenschwester“ und Mitglied der „Hahnischen Gemeinschaft“, der sprichwörtlich „Stillen im Lande“. Sie sind das Zentrum des Pietismus, wie er als kulturelle DNA den Südwesten Deutschlands bis heute prägt. Das Buch erlaubt authentische Einblicke in die Vorstellungswelt und in die vom religiösen Eifer geprägten Alltagspraktiken; es verdeutlicht die Funktion dieses Glaubens im Kontext der kleinbäuerlich-handwerklichen Kultur Württembergs während der Zwanzigerjahre und ihrem Wandel durch Nationalsozialismus, Nachkriegs- und Wohlstandsjahre, ein Wandel, der zwar das Schwinden der Mitglieder zur Folge hat, deren fundamentalistische und mystizistische Glaubenselemente aber in Metamorphosen bis in die Gegenwart weiterleben.

Gleichzeitig Biografie, Familiengeschichte, Ethnografie, ist das Buch ein Zeugnis südwestdeutscher Kultur- und Mentalitätsgeschichte und eine einfühlsame aber auch kritische Würdigung des schwäbischen Pietismus.

## **Der Autor**

Fritz Klein wurde im Schwäbischen geboren und verbrachte dort die ersten drei Jahrzehnte seines Lebens. Er studierte in Tübingen Theologie, Germanistik, Philosophie und Kulturwissenschaften und arbeitete als Lehrer auf der Schwäbischen Alb, in Stuttgart und Berlin, wo er auch heute lebt. Das Buch ist autobiographisch geprägt.

*Den Stillen*

*Hinüber wall ich,  
Und jede Pein  
Wird einst ein Stachel  
Der Wollust sein.  
Noch wenig Zeiten  
So bin ich los,  
Und liege trunken  
Der Lieb' im Schoß.  
Novalis*

# Inhalt

- I. ‚Before they disappear‘
- II. Pfannkuchen
- III. Im Gehäuse
- IV. Die Römer
- V. Im Dunkeln
- VI. Sonne und Schild
- VII. Irdisches
- VIII. Das hahnische Zeitalter
- IX. Bis ins dritte und vierte Glied
- X. Nachsätze

Textquellen

Danksagung

Personen und Handlungen sind zwar ‚nach dem Leben gezeichnet‘, aber durch die erzählerischen Vorstellungen des Autors geformt und verändert.

Die Namen der Personen, auch die in verwendeten Zeitungszitaten und auf der zitierten Gedenktafel, wurden geändert.

Zur leichteren Aussprache wird dem üblichen „hahnsch“ zwischen Name und Ableitungsendung ein „i“ eingefügt, also „hahnisch“. Die damit verbundene verstärkte adjektivische Bedeutung kommt den Intentionen des Autors entgegen.

Durchgängig, auch in verwendeten Zitaten, wird für den Begriff „Bibelstunde“ und für seine Ableitungen und Komposita jeweils entsprechend der Begriff „Stond“ verwendet.

## **I. ‚Before they disappear‘**

1.

„Herniederfahren!“ Genau so war es, so würde es sein. Wie von einer Sehne geschneit, schoss das Wort in meinen Kopf. Ich hatte Google Earth hochgeladen und als sich mir die Erde zudrehte und unaufhaltsam näherte, war es wieder da, das Wort, das seit Jahrzehnten tief in mir verschüttet lag: „Herniederfahren“. So fährt der Heiland auf die Erde hernieder. Das Bild aus meinen Kindertagen erschien vor mir: ein Superman der heranschwebte. Jetzt sah ich das ungeheuerliche Geschehnis aus seiner Perspektive, der des Wiederkommenden. Und die Erde würde sich ihm zuwenden, bereit für ihn, für sein Kommen, und er würde auf sie zustürzen, genau wie jetzt ich in der Gaukelei auf dem Bildschirm: Stürzen, fallen, schweben, auf die Welt, auf das Land zu, da zwischen Fluss und Gebirge, auf den Ort, auf das Haus zu, auf die Auserwählten zu, dort im Stondenhaus, in dem auch ich, das Kind, wohnte und wartete. Hier im Stondenhaus würde der Herniederfahrende mich finden, in Furcht und Schrecken und Hoffen. ‚Von dannen er wiederkommen wird‘, hieß es in den wieder und wieder erzählten Geschichten, ‚zu richten die Lebenden und die Toten‘. Hier jetzt am Laptop war es nur eine simple Bewegung des virtuellen Erdballs, aber sie bedeutete für mich plötzlich wieder das Ende der Welt.

Deutlich sehe ich - neugierig geworden, hatte ich die Adresse meiner Kindheit eingegeben - das Dorf, das Grundstück, das Haus heranschweben. Jetzt ist dort alles bebaut, die weitläufigen Obstgärten sind verdrängt von Parkplätzen und Dächern mit Solaranlagen. Und doch: Der Grenzverlauf des Grundstücks ist noch derselbe, und im

Neubau darauf zeichnet sich immerhin das Alte noch ab. Der schmale Grund, eingezwängt zwischen den Nachbarhäusern, konnte offensichtlich anders kaum genutzt werden. Wieder steht da ein U-förmiger Bau. Wo einst der Misthaufen saß, ist ein grünes Beet auszumachen. Alte Spuren sind da, Erinnerungen.

Ich stehe gut fünfjährig in der sengenden Sommersonne, zwergenhaft klein, kaum zu erkennen auf dem Schwarzweißfoto, in kurzen Hosen und mit Kniestrümpfen. Hinter mir steigt im grellen Sonnenlicht weiß eine Hauswand auf, in der sich im Kontrast eine Haustür schwarz abzeichnet, rechts davon eine Stalltür und darüber mit weißen Kreuzen ein paar vorhanglose Fenster, an manchen sind wegen der Hitze die Läden vorgeschlagen. Linkerhand im Bild, von der Kamera gerade noch angeschnitten, ebenfalls schwarz, das Scheunentor. Ein Zwerchhaus ragt noch einmal wie eine Eiszinne über die Hausfront und über das Dach hinaus. Das Haus mächtig in meinem Rücken, davor ich vernichtend klein, das Haus meines Vaters und meiner Mutter, das Haus meines Mutter-Vaters und meiner Mutter-Mutter und so weiter, das Haus meiner Ahnen, eine Wand, woraus ich jetzt gekrochen war, aus den Klüften, Höhlen, ein Alberich, der sein Reich und seine Schätze hütete, oder ein Ureinwohner in der blanken Sonne pygmäisch vor dem tabugeschützten Kulthaus, der als Einziger noch die Geheimnisse seines Stammes kannte. Noch einmal in diese weiße Wand hineingehen, in die Welt hinter dieser weißen Wand mit den vielen Geschichten: Öffne dich, Simsim!

Damals, zu meiner Zeit, stieg man über eine altersschwarze Eichenholzstiege in die Wohnräume und Kammern über dem Stall, dessen Ausdünstungen die Holzbalken über die Jahrhunderte abfaulen ließen. Durch undichte Dachfenster an verwinkelter, geflickter

Dachlandschaft regnete es herein, die Zimmerdecken und Fußböden neigten sich vom Alter, der Heuboden war so hoch, dass sich von ihm Franz in den Tod stürzen wollte, die Gewölbekeller so tief, dass sie im Krieg vor den Bomben Schutz boten, und die dort aufbewahrten Vorräte Mensch und Tier durch den Winter brachten. In der großen, lichtlosen Küche gab es ein Herdfeuer, kaltes Wasser aus dem Hahn und einen steinernen Ausguss. Vor dem Haus der Walnussbaum. Über Jahrzehnte wuchs er da prächtig hinauf, warf im Sommer gnädig seinen Schatten auf das Haus und bot unter seiner Baumkrone Sitz und Aufenthaltsort. In meiner frühesten Kindheit stand er noch und war dann nur mehr ein Schemen in Gesprächen, die seinen Verlust beklagten.

Neben dem Üblichen, was solche Häuser beherbergten, das Leben von Bauernfamilien mit ihrem Stallgetier und landwirtschaftlichen Gerät, den Lebenden und Toten, Gebärenden und Neugeborenen bei Mensch und Tier, den Ehen unter seinem Dach gestiftet, geschlossen und gebrochen, Hochzeits- und Sterbenächten, Gebeten, Schreien, Kinderlachen, in schrägen Wänden und unter schiefen Decken, bewohnten seine Kammern über die Jahre, und das war schon außergewöhnlich für ein Bauernhaus, auch Industriearbeiter aus Italien, Griechenland, der Türkei, gingen durch seine Tür Tänzerinnen aus Holland, Neuseeland und Südafrika, Flüchtende aus Russland und Schlesien, aus der Ostzone und aus Ostpreußen, Soldaten, Barpianisten, Animierdamen und Hausmädchen, Lehrer und Professoren, Tischler und Elektriker. Tiefflieger brachten seine Mauern zum Erzittern, Panzer rissen seine Böden auf. Das alles nur in den paar Jahrzehnten, der kurzen Zeit dieser Geschichte von zwei, drei Generationen. Aber neben, in dem allem und durch das alles hindurch war dieses Haus dadurch ausgezeichnet, dass es ein Stondenhaus war. Die Stond war sein geheimnisvolles Kraftzentrum, um das herum das

Leben kreiste, wie Planeten um die Sonne, durch die Gravitation angezogen und auf näherer oder fernerer Distanz gehalten.

Das alte Haus, in dem ich und meine Vorfahren groß geworden waren und das schon lange vor unsrer aller Zeit existierte, das älter, größer war als wir, vor gut zwei Jahrzehnten wurde es abgerissen. An seiner Stelle stand jetzt die Replik, die mir, in Google Earth herniederfahrend, entgegenschwebte.

2.

Marthas Tagebücher, die Familienalben, das Gästebuch hatten bei meiner Schwester überdauert. Neulich ließ ich mir die Tagebücher schicken. Ein Heftchen und ein schmales Büchlein, mehr war es nicht.

Eingeschlagen war das Heftchen mit einer Doppelseite aus dem ‚Christenboten‘, einem allsonntäglich erscheinenden Blatt. Viel Platz nahm darauf die Passage eines Fortsetzungsromans ein, in dessen Verlauf ein Samuel nach verschmähter Liebe und einigem Hin und Her doch noch als Pfarrer seine wahre Braut in der zu betreuenden christlichen Gemeinde fand. In weiteren Artikeln wurde die Schwäche der herrschenden Regierung beklagt, die willenslos den Reparationsforderungen nachkomme, und gejammert, dass der ‚Versailler Gewaltfriede‘ die Entfaltung der Gotteskräfte lähme, selbst die Bibel sei für Gemeindeglieder und die Schuljugend nicht mehr erschwinglich. Für ein glückliches Christenleben gebe es aber auch in bösen Tagen den Trost, dass der Herr durch das Schwerste helfe, hieß es da erbaulich und eine ‚zielbewußte Reichsgottesarbeit unter den Männern‘ wurde gefordert, um diese aus ihrer ‚religiösen, sittlichen und sozialen Not‘ zu retten. Stellenanzeigen suchten nach jungen Mädchen zwischen siebzehn und neunzehn, ‚zur Erlernung des Haushalts‘, ‚für etwas Haus- u. Gartenarbeit‘, oder ‚um gegen

Dienstleistung das Kleidernähen zu erlernen' (,Bett mitbringen, Bettlade vorhanden').

Derlei an Aktuellem wurde damals im Zuhause der Martha gelesen und die Zeitungsseite dürfte noch einigermaßen frisch gewesen sein, als die Zehnjährige sie als Schutz für ihr Schulheft verwendete. Wohl auf Anraten des Lehrers: „Schlagt bis zum nächsten Mal euer Heft ordentlich ein, damit sein Umschlag geschont wird, sonst sieht er ja gleich aus, als ob ihr im Weltkrieg gewesen wärt!“

Erst hundert Jahre später löste ich die schützende Zeitungsseite ab. Darunter kam der rötlich-blaue Heftdeckel zum Vorschein, dessen Farbe trotz Schutzumschlag sichtlich durch die Jahre abgeschossen war. Auf der Vorderseite klebte ein Etikett, das mich in seiner Zierlichkeit an ein spitzengesäumtes Schürzchen für eine Hausbedienstete erinnerte. Beschriftet war es mit schwarzer Tinte, ‚Geschichte‘ stand da in Sütterlin und darunter ‚Martha Müller‘ in lateinischer Ausgangsschrift, so hatte es der Lehrer befohlen.

*Den 9. Jan. 1922* las ich auf der ersten Seite und dann folgte der seitenweise Hefteintrag eines einzigen Schulvormittags im engen Auf und Ab der Sütterlinschrift. Ganz ohne Verschreiber und Kleks liefen die Zeilen über die Blätter. Mit kindlichem Eifer, aufrecht, Ellbogen am Oberkörper, die Zöpfe im Nacken sah ich die Zehnjährige vor mir auf der Schulbank in der ersten Reihe sitzen, in Kleid und sauberer Schürze. Das Kratzen der Feder war zu hören, ab und zu ein klirrendes Eintunken in das Tintenfass, das vorne im Pult eingelassen war, und das Bollern der Flammen im großen Kohleofen, manchmal ein scharfes Kracken der Schulbank oder dass ein Kind die Nase hochzog. „Schneuz deine Nase, Helene!“, befahl dann der Lehrer durch die Zähne und die so angeredete zog umständlich, weil sie in der richtigen Hand die Feder noch hielt, das Taschentuch aus der Schürzentasche und schnaubte laut hörbar, damit auch der Lehrer sich zufrieden geben konnte. Eine

Schulstunde, durch die ansonsten still die Geschichte Württembergs und Deutschlands rieselte, in langen Zahlenreihen, angefangen mit *Konrad von Beutelsbach*, dem *Gründer der Burg Württemberg auf dem Rotenberg* bei Untertürkheim *im Jahr 1083*. Dann folgten unter der Überschrift *Die Geschichte Württembergs* Grafen auf Grafen und Herzöge auf Herzöge. „Und wenn ihr damit fertig seid, schreibt ihr das auch ab!“, und der Lehrer wand mit der Kurbel die große Tafel unter lautem Geratter nach oben und zeigte die nächste vorbereitete Tafelfläche, auf der sich die *Deutsche Geschichte* von der *Völkerwanderung* über *Barbarossa* bis zum *Westfälischen Frieden* mit Zahlen und Herrschergeschlechtern und Schlachten zusammendrängte. Die Schüler seufzten, machten sich an die Arbeit und spürten die Dominanz und Unterdrückung der Herrschenden bis in ihre Federspitze hinein. Frauen kamen in dem Aufmarsch der Zahlenkolonnen und Namen so gut wie nicht vor. Die Gemahlin des württembergischen Herzogs Ulrich, *Sabina von Bayern*, war eine Ausnahme, allerdings eine traurige, denn sie wurde wegen ihrer Verschwendungs- und Prunksucht angeprangert, von der sich die Tugend des Herzogs nur umso löblicher abheben konnte. Immerhin durften auch *Die tapferen Weiber von Schorndorf* nicht fehlen, die sich während der *Franzosennot in Württemberg* erfolgreich gegen Kapitulation und Übergabe der Stadt an die Franzosen gestemmt hatten.

Was sagte das alles der kleinen Martha? Interessierte es sie? Was bedeuteten ihr Herrscherfolge und Kriege? Ihre frühe Kindheit war ja geprägt davon. Vier Jahre vor dem Eintrag, damals war sie sechs, ging der Weltkrieg zu Ende, dankten der letzte König von Württemberg und der letzte deutsche Kaiser ab. Obrigkeiten kamen und gingen und auch Kriege, schicksalhaft wie ein Naturereignis, und ihre Folgen waren wie die einer Naturkatastrophe zu schultern, bis man darunter zerbrach oder weitermachte, irgendwie und nach Gottes ewigem Ratschluss. Spielte das hier mit

hinein? Was sagte der Lehrer dazu? Warum brach der Schulhefteintrag mitten im Schuljahr schon auf den ersten Seiten ab? Wurde er jemals, in einem anderen Heft fortgeführt? Das alles musste jetzt unbeantwortet bleiben.

Wenn Martha das Heftchen sieben Jahre später wieder öffnen wird, werden die Zeitungsspalten immer noch gefüllt sein mit den Folgen der Versailler Reparationsleistungen und zwölf Jahre nach Verdun werden dort noch immer die Leichen der Soldaten gefunden.

Sieben Jahre nach dem Geschichtsüberblick also setzten auf den leeren Folgeseiten die Tagebuchnotizen ein.

Was war in der Zwischenzeit passiert? Und was noch davor? Über Marthas Kindheit war nichts bekannt, auch nicht, wie sehr sie vom Krieg geprägt war, der gleichzeitig auf der weltpolitischen Bühne stattfand. Eine Kindheit auf dem Land, eine Kindheit im Krieg. Wer aus dem Dorf, wer aus der Familie war auf dem Schlachtfeld geblieben oder kriegsversehrt zurückgekehrt? Welche Einschnitte erzwangen der verlorene Krieg und die Reparationslast im Haushalt und im Dorfleben?

Neben der Schule ging es, das konnte man so annehmen, früh mit aufs Feld. Das jüngste Kind wurde von Eltern und älteren Geschwistern in die Tätigkeiten eingewiesen: Disteln stechen, Kartoffeln auflesen, Obst pflücken, Hühner füttern, Heu zusammenrechen, Ähren lesen. Die Mitarbeit in Haushalt und Landwirtschaft neben der Schule war für die Mädchen selbstverständlich. Vor allem abends, nach getaner Tagespflicht, blieb noch Zeit für Spiele zusammen mit den Nachbarskindern „auf der Gass“ und unter den Augen der Männer, die nach der Stallarbeit zum Schwatz auf den Einfassungen der Misthaufen saßen und sich über Gott und die Welt unterhielten und den Kindern beim Spiel zuschauten, wie diese Radfahren lernten oder die Kreisel sausen ließen. Es war ein allgemein entspanntes Ausatmen nach den Anstrengungen des Tages. Wo waren die Mutter und die älteren Geschwister, der Bruder immerhin acht, die

Schwester sieben Jahre älter? Otto kam von der Lehre zum Baumgärtner nachhause und Marie half der Mutter bei der Küchenarbeit oder brachte die gemolkene und geseihte Milch zur Sammelstelle. Spätestens beim Geläut der Abendglocke mussten die Kinder nachhause.

Meine Schwester hatte noch die Puppe der Mutter. Kopf und Hände aus Porzellan immer noch makellos, ihr Haar stammte vom Schopf der Martha und war in dicke, brünette Zöpfe geflochten. „Wie konnte man mit einer solchen empfindlichen Kostbarkeit spielen“, fragte ich mich, „eine so fragile Pracht ins kindliche Herz schließen?“

Ob Marthas Kindheit glücklich war? Nie hörte ich die Mutter klagen über Entbehrungen oder Erinnerungen an finstere Tage und Ereignisse. Auch wehrte sie meine Wünsche nicht mit einem Verweis auf eigene Entbehrungen im gleichen Alter ab, ich vernahm kein: „Ich in deinem Alter hatte das alles nicht! Wenn du wüsstest, wie ich aufgewachsen bin!“

Ich rief meine Schwester Rebekka an, sie solle mir die Fotoalben der Familie zukommen lassen. Vor ein paar Wochen erst die Tagebücher, jetzt auch die Alben.

*Die Familie* war das erste Foto in dem Album beschriftet, gleichzeitig das früheste Bild, das es von Martha gab. Aufgenommen zwischen dem Schulhefteintrag und dem ersten Tagebucheintrag, war sie, vierzehnjährig, gerade fertig mit der Schule und konfirmiert. Anders als von den beiden älteren Geschwistern gab es von ihr keine Kleinkinderaufnahme.

Jetzt aber hatte sich ein junger Fotograf am Ort installiert. Jahrzehntelang würde er hier seine Tätigkeit ausüben und sich den zweifelhaften Ruf des „Laggai“ erwerben, was auf schwäbisch nichts weniger bedeutete als „Lakai“, vermutlich, weil er auf Abruf eilfertig mit seiner Kunst zu

Diensten stand und weil er um seine Objekte flink herumwieselte und dienerte, und mit einer Art Bückling hinter der Kamera unter seinem schwarzen Tuch hantierte, so dass er mit diesem Gehabe wohl immer ein seiner Kunst zuträgliches Lächeln in die auf Ewigkeit getrimmten Gesichter brachte.

Die ganze Familie macht sich im Sonntagsstaat zu ihm auf. Sophie ist es, die Mutter, die sie zusammen da hintreibt. Alle Kinder erwachsen und sie mit fünfzig im hohen Zenit ihres Lebens, will sie jetzt dieses Bilddokument, um die Flüchtigkeit des Daseins nun doch einmal festzuhalten, in seinem höchsten Moment, die Pracht der Familie: drei großgezogene Kinder und alle im besten, im allerbesten Alter.

Im Studio werden sie vom jungen Künstler hindrapiert, die Körper in den gewollten Haltungen und Posen festgezurr. Der Laggai ist noch jung und ehrgeizig und holt heraus, was das Motiv hergibt. „Weiter nach links! Kinn raus, junges Fräulein, Zöpfe nach hinten, wenn’s beliebt!“ sagt er und denkt: „Wenn du schon keinen Bubikopf hast. Bist doch kein Kind mehr. Ach, eigentlich wäre ja Bubikopf angesagt oder wenigstens ein paar eingedrehte Locken, aber jetzt sind es halt Zöpfe, du lieber Himmel, die verstecken wir, obwohl zu diesem Anlass noch ein besonders schönes und breites Zopfband eingeflochten war. Die Mädchen auf dem Land haben halt Zöpfe und die Weiber einen Dutt, und hier bin ich eben auf dem Land“, denkt sich der aufstrebende Fotograf, seufzt und sagt dann: „Und Brust raus und lächeln!“ „Und die junge Frau“, befiehlt er der älteren Schwester, „die Hand in die Hüfte! Ein bisschen flott wollen wir das doch, so machen das heute die jungen Frauen, keck und burschikos! - Einen Hauch von Charleston möchte ich da ins Bild bekommen. Die neue Frau!“, denkt der Laggai und weist an: „Na ja, und der junge Herr ganz in die Mitte, linke Hand in die Tasche, da steckt doch das Portmonee.“ Da müssen alle lachen. Jovial, so will er es. Ein Hauch von Galan, aufrecht

und lässig die Hand in die Jackentasche, dass ein bisschen Pfiff, ein bisschen Zack ins Bild kommt. Die Mutter verknieft sich ein Lächeln, streckt aber brav, wie befohlen, den Finger ins aufgeschlagene Brevier, das ihr der Künstler in den Schoß gelegt hat. Nur die Mimik unterwirft sich nicht so ganz seiner Regie. Und das alles, weil die Mutter es wollte. Vorne links sitzt sie, künstlich aus dem falschen Büchlein aufsehend, halb vergessen den Finger darin. Es stimmte schon, sie wusste immer, wo es lang ging, führte das Wort, dirigierte, immer noch straff, aufrecht, im hochgeschlossen zugeknöpften, schwarzen Kleid, ohne Mode, zeitlos alt und mit einem verkniffen schmallippigen Mund. Martha ist das inszenierte Fotografendrama sichtlich zu viel. Um ihren Mund spielt ein Mona-Lisa-Lächeln, das eine ihrer dunklen Augen fixiert die Kamera, der Blick des anderen gleitet vagant in die Ferne. Seitlich steht sie hinter der Mutter, ein 14-jähriges Mädchen, die zum Verschwinden gebrachten Zöpfe ziehen das gescheitelte Haar straff in den Nacken. Ihrem frischen Gesicht fehlt das Herbe der Geschwister, der Mutter. Nein, das Gesicht hat sie nicht von der Mutter, auch die Züge des Vaters finde ich darin nicht, aber seine Freundlichkeit und Milde. Fast noch kindbackig schaut sie offen in Richtung Kamera. Sie, die jüngste, hält einen Papierrosenstrauß, den hat ihr der Laggai in die Hand gedrückt. „Rosen, aufblühende Jugend und Leidenschaft“, denkt der, „das passt doch.“ Das papierene Objekt, ein bisschen fremd am Arm, zieht diesen schwer nach unten. Der andere, ihr rechter Arm, liegt auf der Stuhllehne der Mutter, das kommt der nicht ungelegen: Die Junge, die die Alte angedeutet schützend umhegt, so muss es sein.

Die ältere Schwester Marie steht auf der anderen Seite, mit undurchdringlicher Miene, streng gescheiteltem Haar, das zwar unsichtbar, aber sicherlich in einem Knoten zusammengefasst war, fotografengewollt kess die Rechte in die Hüfte und diese ins Bild drehend, die andere Hand auf die Stuhllehne des Vaters gestützt, der auf dem einzigen

Armlehnstuhl sitzt. Der Vater, jetzt fünfundfünfzig, mit einem freundlichen Gesicht, das bestimmt wird von den wasserhellen Augen. Der Mann ist weich in den Stuhl gebeugt und seine Hand auf der Lehne abgelegt wie ein abgenutztes Werkzeug. Die Schwestern zwillingshaft im gleichen Kleid, hüftversetzt, kein Busen, keine Taille, die weiblichen Attribute versteckt im sackartigen, etwas weit ausfallenden Gewand, androgyn und durchaus zeitmodisch. Wären da nicht die Zöpfe, das Nest, was das Zeitgemäße wieder zu Nichte machte.

Im Zentrum, eingerahmt von den beiden Schwestern und Scheitelpunkt der vom Fotografen symmetrisch aufgestellten Gruppe, der junge Herr, der Bruder, bedeutend älter als Martha, im Anzug, mit weißem Kragen und Krawatte und legerer Herrenattitüde: Mittelpunkt, Höhepunkt der Familienaufstellung. Die Schwestern die umschmückenden Blätter der Blüte, in deren Zentrum Otto: Zukunft, Dynamik, Kraft, stolzer Stammhalter. Das hat der Fotograf intuitiv schon ganz richtig erfasst. Und die Eltern noch weiter draußen, fast schon am Abfallen, die Hüllblätter. Ein kurzer Zustand familiärer Blüte auf dem Höhepunkt ihrer Entfaltung. Bevor eine Unruhe hineinkommen würde, ein Welken, ein Auseinanderfallen.

So schauen sie in die Kamera. Für wen? Vielleicht zuallererst für sich selber. In einen auf Dauer gestellten Spiegel. Jetzt lächeln, den Atem anhalten, die Zeit für einen Moment. Was sehen sie, wenn sie ins Kameraauge schauen und hindurch, in die Ferne und zurück: „So weit sind wir gekommen. Bis hierher hat uns Gott gebracht“, denkt Daniel, Sophies Mann, der Vater der erwachsenen Kinder, und diese träumen voraus zu ihren zukünftigen Betrachtern, mit Hoffnungen und Sehnsüchten. Wenn sie bloß wüssten, wen sie da sehen, wer sie in diesem für immer festgehaltenen Moment einmal sehen würde, für wen sie sich aufgestellt haben.

Hinter der Gruppe dekorativ aufdampfendes Bühnenbildgewölk, aus dem sie alle kommen, und links und rechts Vorhänge, wie auf dem Proszenium des Theaters: Hinaus in die offene Zukunft! Das Stück kann beginnen...

Ein Familienfoto, das es von uns so nie geben wird, weil wir nie zum Fotografen gingen, weil immer einer fehlte, weil entweder, im Zeitalter der Kleinbildkamera, ein Mitglied der Familie der Fotograf war, oder im Krankenhaus, oder verstorben. Aber immer noch waren wir in unserer Kindheit und Jugend aufgestellt vor der Kamera, wartend auf das Auslösende, wonach kurz darauf das momenthaft für die Ewigkeit Stillgestellte wieder zerfiel, im Fluss der Zeit, wie ein Stück Würfelzucker unterm warmen Guss aus der Kanne. Kein Vergleich zu den Instant-Bilderfluten von heute. Jetzt getätigt und jetzt schon spurlos gelöscht, von den Speichermedien kaum wirklich gespeichert, im Augenblick für den Augenblick. Fotos, bei denen man kaum noch bei der Sache war, nein, nur noch bei der Sache und selber kaum bewusst anwesend. Ein Wimpernzucken, ein virtuelles Auslösen und Auflösen. Und hier betrachtete ich das Stück Papier, neunzig Jahre lang war der Moment festgehalten worden. Bis jetzt schauten sie die Nachkommenden an.

Was in den auf Schulabschluss und Konfirmation folgenden Jahren geschah, ließ sich nur vermuten. Martha wird wohl erst einmal zuhause unter der Obhut der Mutter geblieben sein, um dort in Haushalt und Landwirtschaft mitzuhelfen. So war das auf dem Land noch lang, im vorbereitenden Wartestand, um einmal die Eltern zu versorgen oder einen Ehemann, das war das Schicksal, das Gott für sie als Frau vorgesehen hatte. So sah man das.

In den Unterlagen meiner Schwester fand sich noch ein Schreibheft der Martha mit Musterbriefen. Demnach hatte sie als Vierzehn-, Fünfzehnjährige jeweils im Winterquartal die Fortbildungsschule am Ort besucht, die wohl Pflicht für

die jungen Mädchen war, wie ich historischen Dokumenten im Dorfarchiv entnahm, damit sie ‚nicht unvorbereitet in die Ehe glitten‘ und dort womöglich ‚den sittlichen Verfall beschleunigten‘. Wöchentlich in vier Abendstunden lernten die jungen Schulabgängerinnen das Abfassen von Bewerbungs- und Empfehlungsschreiben für Hausangestellte und weibliches Dienstpersonal, das Formulieren von Reklamationen und Beurteilungen und Rechnen. Der Haushalt sollte kein blindes Werkeln sein, sondern als kleiner Betrieb aufgefasst werden und die Hausfrau als Managerin, die eine rudimentäre Kalkulation und Buchhaltung und den anfallenden Schriftverkehr beherrschte. Ob auch Hygiene, Kochen, Säuglingspflege zu den Fächern gehörte, war aus den Unterlagen nicht ersichtlich.

Dann fanden sich keine Einträge mehr im Musterheft. Vielleicht nahm Martha in der folgenden Zeit noch an Näh- und Kochkursen teil, die im Ort angeboten wurden, ansonsten schien sie im elterlichen Haushalt und in der Landwirtschaft mitzuhelfen, wie ihre ältere Schwester auch - und zu warten.

3.

‚Before they disappear‘ war der Titel der Ausstellung, für die derzeit ein Plakat in der Stadt warb, mit großformatigen Farbfotografien von Eingeborenen aus Papua, Kenia, der Mongolei, in bizarrem Putz, drapiert vor exotischen Welten einer scheinbar unberührten Natur ohne Strommasten, Autos, Hochhäuser.

Auch die Stondenwelt war dem Untergang geweiht und die Stondenleute ein aussterbender Stamm. Sie hätten zweifellos in die Fotoserie gepasst. Und plötzlich war wieder der Geruch da von Stall und alten Büchern und die Namen fielen mir ein, von den Cousinen, die in die Stond mussten: Esther, Christiane, von den Schulkameraden des Bruders, die in der Nachbarstadt wohnten und mit ihm auf dem

Gymnasium waren. Manchmal kamen sie in Begleitung ihrer Väter in die Stond auf Besuch, Gerhard, Albrecht, oder auch Hans Wöhrle, einer der jüngsten Stondenbrüder damals, in Begleitung seiner Frau und Tochter Karin.

Ich suchte - war es spaßeshalber, der Zerstreuung wegen? - im Internet nach ‚Michael Hahn‘. Demnach gab es noch Hahnische Gemeinschaften in Böblingen, Altdorf, Stuttgart, Birkach. In einem privaten Blog berichtete jemand von seinen Erfahrungen mit den Stondenleuten, erinnerte sich an die Abgesonderten in seinem Dorf nur mit Abneigung, weil sie sich für etwas Besseres hielten, verglich sie mit den Amish oder nannte sie Sektierer. Dann stieß ich auf eine Abhandlung zu Hahns Lehre, von ‚Vision‘ war die Rede, von ‚Tinktur‘, ‚Wiedergeburt‘, ‚Geistleib‘, ‚Fleischleib‘, vom ‚Alten Adam‘ und der ‚Wiederbringung‘. Alle diese Begriffe waren plötzlich wieder da, verbanden sich mit Bildern von ernsten, dunkel gekleideten alten Frauen und Männern, die steif zusammensaßen und in Monatsstonden an Milchbrotten kauten. Alle diese Erinnerungen, fremdvertraut, unangenehm und heimelig, schossen auf wie Pflänzchen in der Wüste, die Jahre, Jahrzehnte lang auf den Tropfen Wasser gewartet hatten.

Ich erinnerte mich wieder an die ‚Schatzkästlein‘, eine Liedersammlung des Michael Hahn, aufbereitet für jeden Tag im Jahr, schaute nach, ob sie womöglich im Internet noch angeboten würden. Tatsächlich, die ‚kurzen‘ und die ‚langen‘ - richtig, es gab ja beides: Die kurzen waren quadratisch, die langen im üblichen Buchformat. - Beide waren antiquarisch noch zu finden und ich bestellte die kurzen ‚Schatzkästlein‘ bei einer Hanna Maria Adam. Wer so hieß, dachte ich, musste doch etwas mit der Stond zu tun haben. Aber warum verkaufte sie die Liederbüchlein? Und nun schickte sie per E-Mail parallel zur Sendung ein Begleitschreiben. An den Büchern hänge auch eine Geschichte, schrieb sie, als Kind habe sie immer in die Hahnische Gemeinschaftsstond mit müssen. Längst habe sie

sich davon getrennt. Der Bruder allerdings führe ein Stondenhaus und halte es ‚mit der anderen Seite‘. Niemand von diesen ‚Superfrommen‘ halte zu ihr. Das Schreiben mündete in eine lange Klage, in der es um die andere Seite und diese Seite, Diese und Jene, Gut und Böse ging. Und sie selber schien entgegen ihrer Ansicht in dem schwarz-weißen Spinnennetz gefangen und fand keinen Ausweg.

Die zwei ‚Schatzkästlein‘ trafen ein paar Tage später ein. Beim Abendessen am Küchentisch, während das Radio in den Nachrichten von der Krimkrise plapperte und vom rätselhaften Verschwinden eines Flugzeugs, schlug ich neugierig das eine der Bücher auf. Die Lieder befassten sich thematisch, wie konnte es anders sein, mit dem Glaubensleben, sie wollten anspornen auf dem nicht immer einfachen Glaubenspfad und mahnten, nur ja darauf zu bleiben durch ein rechtschaffenes Leben, durch Wachen und Beten. Ich las Bibelvers und Lied zum heutigen Tag: ‚Gott du bist mein Gott. Es dürstet meine Seele nach dir, mein Fleisch verlangt nach dir in einem trockenen dürrn Lande, da kein Wasser ist.‘ Und nach der Melodie: ‚O Jerusalem du schöne‘ - sofort erstand sie in meinem Gedächtnis - konnten dann die folgenden Liedstrophen gesungen werden.

Alles war in mir wieder da, der Text schwang in der Melodie und die Wörter wurden zu alten Bekannten, Rädchen und Zahnradchen setzten sich zusammen wie zu einem Uhrwerk, eine patinierte Wärme stieg in mir auf: ‚Du bist’s, den mein Geist begehret, Kreatur ist mir nichts nütz‘, ja, da war es wieder: das sich Abwenden von dieser Welt und ihrem lärmenden, nichtig-flüchtigen Getriebe. Eigentlich war es mehr als die Mechanik eines Räderwerks: ein Organismus, etwas Lebendiges fing an, als ein Fremd-Vertrautes in mir zu wuchern.

4.

Seit einigen Wochen transkribierte ich das Tagebuch der Martha Müller. Die Einträge waren mit einem blauen

Tintenstift erfolgt, dessen Pigmente, über die Jahre haltlos geworden, sich langsam in die Papieroberfläche hinein auflösten und der Schrift die Aura der Vergänglichkeit verliehen. Allzu oft konnten die Seiten nicht mehr geöffnet werden, wollte man nicht Gefahr laufen, dass die Aufzeichnungen gänzlich ins Unleserliche zerflossen.

Mit jedem Satz tauchte ich tiefer in die Welt einer pietistischen Stondenschwester ein, die versucht hatte, ihr Leben im Licht ihrer Religion zu sehen und zu begreifen und den Vorschriften Gehorsam zu leisten.

In Mußestunden blätterte ich in Büchern mit Aufnahmen vom Dorf aus den ersten Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts. Wege wie ausgetrocknete Flussbetten, fantastische Dachlandschaften wie Schuppenhäute vorgeschichtlicher Fabelwesen, altersschiefe Gebäude, abgeblätterte, feuchte, überwachsene Fassaden, ein paar Drähte an Telegrafmasten wie Spinnennetze an der Dorfstraße entlang, an ihrem Rand ungeheuer Verwinkelt, Schiefes, Höhlenartiges, davor archaisch anmutende landwirtschaftliche Geräte, Wagen aus Holz wie bizarre Skulpturen, hie und da ein Kuhgespann, symbiotische Mensch-Tier-Wesen. Unvorstellbar primitiv, naturnah wie ein Eingeborenendorf auf Borneo oder im Amazonas-Becken. Längst versunkene Welten, die sich über die Jahre, die auch noch meine waren, wegschlichen, wie die Nacht aus dem Tag. Bereits beim Einschlafen oder noch beim Aufwachen tauchten sie wieder auf, darunter das alte Haus als weißer Berg, als steil aufragende Fläche, die sich dann in die Waagerechte neigte, zum schwimmenden Eisberg wurde, der schnell abschmolz und schwand, während ich mich darauf befand, in einem weiten, kalten Meer.

Ich würde dort hinfahren, sobald ich nicht mehr arbeiten musste. Bald war ich in Rente und zeitlich ungebunden. Ich würde zurückreisen und Orte aufsuchen, die in Marthas Leben und in meinem eigenen einmal von Bedeutung

waren, Orte, die heute wenigstens noch den Namen von damals trugen, ansonsten aber, wie könnte es auch anders sein, sich verändert hatten. Und trotzdem: Vielleicht fanden sich tief in den verbreiterten, begradigten Straßen und den rudimentär aus jener Zeit noch vorhandenen Häusern, auf Hügeln und an Flüssen, in alten Ortskernresten und in den dort lebenden Nachkommen Marthas Spuren, von ihrer und meiner Zeit.

Schließlich, über ein Jahr war inzwischen vergangen, seit ich wieder eine erste Berührung mit jener Welt hatte, war es soweit. Ich fuhr in die alte Heimat.

Nach einer langen Bahnfahrt endlich auf dem Fußweg vom Bahnhof zum Zielort der berühmte Postkartenblick von der Flussbrücke aus, zahllose Maler und Fotografen hatten sich von ihm fesseln lassen. Mit der Zeit war das Panorama völlig zugewachsen. Die alte Steinbrücke, nach ihrem Erbauer Herzog Ulrich benannt (eben dem Ulrich, der in Marthas Schulheftchen zusammen mit seiner verschwenderischen Frau Sabina von Bayern erwähnt wurde), teilte wie vor Zeiten nach der flussaufwärts liegenden Seite mit ihren Flutbrechern, mächtigen Schiffsbügen gleich, das Flusswasser und nach der andern ragte über der steinernen Brüstung der Obelisk wie eine Lanze auf, die schützend vor den Ort in der Ferne gepflanzt war. Seine Inschrift informierte, dass die Brücke von Schickhard, einem der bekanntesten Architekten im Württemberg des 16. Jahrhunderts, stammte. Dahinter säumten mächtige Silberpappeln das Flussufer. Ihr Laub flirrte in Sonne und Wind wie ein mit unzähligen Pailletten besetzter Vorhang, in dem sich die Landschaft impressionistisch auflöste. Begradigt trieb der Fluss in einem nun auch schon nicht mehr neuen Bett dem Wehr zu, das jetzt nur mehr eine simple Wasserwalze war. Die einst vom Wasser angetriebene Mühle stand wegen der Flussumleitung seitab

und war längst schon keine Mühle mehr, sondern ein griechisches Restaurant, das sich das Mühlenambiente nostalgisch zunutze gemacht hatte. Hundehalter führten ihre Tiere aus, ein sportlicher Geher war auf dem Wanderweg, der entlang des Ufers ausgeschildert war, mit seinen Stöcken unterwegs. Müßiggang, Freizeit, Wohlstand lagen in der Luft. Noch war der alte Friedhof, seit langem zum Park umgewidmet, mit der ursprünglichen Hausteinmauer umgeben. Innerhalb der Umfriedung hingen ein paar Jugendliche auf Parkbänken herum und spielten mit ihren Handys. In Vorgärten züngelten Schwertlilien blau im Wind, rostige Metallherzen waren in Blumenbeete gespießt, ganz offensichtlich eine gerade herrschende Gartenmode. Pfingstrosen leuchteten dunkelrot, nach dem Regen sich blätternd, wie blutende Wunden. Im Dorf standen noch etliche Bauernhäuser aus meiner Kindheit, mit den großen Scheunentoren und den Stalltüren unter Kammerfenstern. Neben den neuen, größeren, mit glänzenden Materialien armierten Wohngebäuden wirkten sie wie hinfällige Zeugen aus einer anderen Zeit. Sie starrten aus blinden Fensteraugen, manchmal waren die Läden geschlossen, von denen verblasstes Grün in Fetzen abblätterte. Wie oft war Martha da entlang gegangen, gefahren, gestolpert, von der Flussaue die steile Bergstraße hinauf, an ihrem Saum Häuser wie eh und je hingewürfelt und im Hintergrund die Schwäbische Alb, die über der Straßenschlucht hochstieg und den Horizont als blaue Wand umschloss. Früher, als Schulkind, ging es tagaus, tagein diese Straße hinunter in die Schule, am „Zwillingshaus“, einem Doppelhaus, vorbei, an der langen Stützmauer vorbei, beim Bäcker vorbei, bei der Tante vorbei und am Mittag wieder zurück. Zu dritt gingen wir jetzt: Martha, die zu meiner Mutter wurde, ich und ich als Kind.

## II. Pfannkuchen

März 2013

Plötzlich spricht jemand, berührt mich mit seiner Stimme, die aus dem Jenseits einer vergangenen Zeit zu mir dringt. Ich halte inne, drehe mich um. Ein fremdes und gleichzeitig vertrautes Wesen begegnet mir in diesem Tagebuch, ein junges Mädchen, das später zu meiner Mutter wird. Ein paar knappe Äußerungen sind es nur, aber immerhin: Jetzt redet sie zu mir, den sie damals noch nicht kannte, ein auch ihr fremdes Wesen und doch Teil ihrer selbst, ein zeitläufteverstricktes, generationenversetztes Alter Ego: Du.

Warum und für wen machst du diese Aufzeichnungen? Ein junges Mädchen aus einfachsten Verhältnissen, in denen das Schreiben doch keine zentrale Rolle gespielt hat, schreibt ein Tagebuch. „Es ist eine Mode gewesen“, sagt mir jeder, dem ich von meiner Verwunderung berichte, „vor allem jedes Mädchen hat damals solche Aufschriebe angefertigt.“

Hast du Tagebücher gelesen? Haben Freundinnen dich darauf gebracht? Hier und da gab es Frauen, die sich in der Stund Notizen machten, das als wichtig Erachtete ergeben in kleine Heftchen notierten, um es zuhause noch einmal nachlesen zu können. Manche hatten sogar Kurzschrift gelernt und schrieben ganze Beiträge im Wortlaut mit. So entstanden die zu Büchern zusammengetragenen und im Verlag der Hahnischen Gemeinschaft veröffentlichten ‚Betrachtungen‘ des David Kuder von Nürtingen, des Ernst Klenk von Göppingen, des Karl Kraus von Böblingen. Mit Datum versehene, eigene Gedanken oder private Notizen hatten aber, weil zu unbedeutend, vielleicht auch als zu Ich-süchtig erachtet, auf diesen Seiten keinen Platz. Manchmal

soll es auch vorgekommen sein, dass Stondenbrüder ihre „Geschwister im Geiste“, zur kritischen Seelenerforschung und zur Buchhaltung des Glaubensfortschritts, anhielten, Notizen anzufertigen.

Ist es Zufall, dass du dein erstes Tagebuch in einem Schulheft beginnst, auf dessen ersten Seiten die Daten deutscher und schwäbischer Regenten aufgelistet sind? Willst du dich vielleicht ganz unbewusst einreihen in den großen Strom der Geschichte mit deinem einfachen, oder soll ich sagen: unbedeutenden Leben?

Was sind die äußeren Umstände deines Schreibens? Wo setzt du dich zum ungestörten Tagebuchführen hin in der kleinen bäuerlichen Wohnung?

In einer der beiden Kammern hinter der Küche Richtung Grasgarten standen dein und deiner Schwester Betten. Nach dem Tod der Ahne vor zwei Jahren gab es ein Um- und Ausräumen und ein Möbelrücken von hier nach da und seit Neuestem hast du die kleine Kammer mit den zwei Fenstern nach Osten für dich allein.

Sobald du diesen, jetzt deinen Raum betrittst, schließt du die Tür hinter dir, erinnerst dich, wie du als kleines Kind darauf bestanden hast, dass diese Kammertür noch offen blieb, wenn du als die viel jüngere immer früher als die andern ins Bett musstest und allein im Finstern lagst, so dass eine Art Nabelschnur aus Licht hinüberreichte, wo das Leben spielte und die Verbindung hielt zum Geschehen in der Küche, zu den andern, die noch um den Tisch saßen und den Tag mit Unterhaltungen fortsetzten. Jetzt schließt du die Tür und bist ganz bei dir selbst.

Wenn du die Holzläden öffnest, siehst du ostwärts in dem kleinen Ausschnitt, den dir die Nachbarhäuser gewähren, bis zur Schwäbischen Alb, wo an sonnigen Tagen in ihrer blauen Ferne der ebenmäßige Kegel des Aichelberg in den Himmel steigt. Du hörst aus dem Tal die Eisenbahn als ein Rauschen in unregelmäßigen Abständen. Morgens siehst du in den

klaren Wintermonaten die Sonne aufgehen, dann scheint sie bis in den hintersten Winkel deiner kleinen Stube. Zwischen den beiden Fenstern steht ein weißes Tischchen mit Schublade. Du lässt dich daran nieder, ziehst das Heftchen aus der Lade, schlägst es auf und bist nun ungestört ganz dir selbst zugewandt, noch einmal sammelst du dich, um die wichtigen Ereignisse des Tages und der vergangenen Woche zu bedenken.

Meistens wird es der Abend sein und meistens der Sonntag, wenn die Eltern und Geschwister die Küche nebenan verlassen haben oder wenn sie ins Bett gegangen sind und Ruhe ins Haus einkehrt. Dann öffnest du das Privatissimum der leeren Seiten, in denen du Herrin deiner selbst bist, Regieführerin deines Lebens, das du in Worte fassend und in Schrift fixierend vor dir ausbreitest und auslegst und auslegend dir erschaffst.

*15. Juli 1929*

*Heute will ich anfangen ein Tagebuch zu führen und so meine wichtigsten Erlebnisse und Gedanken von Zeit zu Zeit einzutragen.* Mit diesen Worten beginnst du dein Tagebuch. Die Einträge versiehst du mit Jahr und Tag, Zeitmarken, die ein Vorher und ein Nachher deines Lebens kennzeichnen, die deine Person im gleichförmigen Fortgang der Zeit positionieren. 17  $\frac{3}{4}$  Jahre alt bist du. In drei Monaten wirst du von Zuhause fortgehen, „in Stellung“, wie es damals hieß. Du stößt die Tür deiner Kinderstube auf und tust einen Schritt hinaus in eine neue, in deine eigene Welt, heraus aus der Obhut deiner Eltern und Geschwister, dem in warmer Geborgenheit dahinfließenden Alltag.

Das Tagebuch bleibt nicht nur die schwärmerische Episode eines jungen Mädchens, sondern es wird dich durch dein Leben begleiten. Du vertraust diesen Zeilen nicht rückhaltlos alles an. Dein Innerstes bricht nicht unkontrolliert aus dir heraus, du legst einen Filter davor und

formulierst entlang der Grenze von „gehört sich“ und „gehört sich nicht“, das Schickliche und davon nur wieder das Wichtigste. Vielleicht legt die Furcht des Entdecktwerdens den Riegel vor eine rückhaltlose Selbstoffenbarung, vielleicht ist es auch nur eine unerklärliche Scheu, denn es ist etwas anderes, ob man einen Gedanken nur denkt oder ihn im Hinschreiben fixiert. Aber sich in Gefühlen zu verlieren ist in euren Kreisen auch verpönt und dir ungewohnt und auch dein Jesus sagt es warnend, dass man Vorsicht walten lassen solle in dem, was den Mund verlässt, denn es könne den Menschen verunreinigen. Deine Einträge bleiben buchhalterisch knapp. Was dir wichtig erscheint ist nicht viel, Fragen, Zweifel und Kritik sind darin kaum zu finden. Das sind nicht die Erkenntnisinstrumente der braven Tochter.

Über alles das denkst du nicht nach, es dürfte dir nicht einmal bewusst sein. Du hast den Impuls, auf dem leeren Blatt dein Tagesgeschehen zu registrieren, festzuhalten, was dir wert ist an Eindrücken und Gedanken, vor allem die der anderen, dir wichtigen Personen. Sie sollen dich weiter bilden und, ja, so würdest du dich wohl ausdrücken, deinen „Geistleib nähren“. Und werden die wichtigen Ereignisse, die du schriftlich festhältst, nicht auch zu einem Dokument der Gottesführung, zum Beleg, dass dein Gott dich geleitet hat, hier und da und bis jetzt? Sie können dir, hoffst du vielleicht, in schwierigen Zeiten, wenn du dir seiner und deiner selbst nicht mehr sicher bist, beim lesenden Vergegenwärtigen wieder einen festen Halt geben. Vielleicht willst du dir mit den Einträgen auch Rechenschaft über den vergangenen Tag, die vergangene Zeit, über dein gottgefällig geführtes Leben geben, in dem nichts Unnützes, Eitles einen Platz haben sollte. Rechenschaft über ein Leben, das im Idealfall die Bilanz eines Heiligenlebens wäre.

Keine weit ausholenden Erinnerungen, keine Rückblicke auf Geschehnisse, die vor dem ersten Eintrag liegen, nicht

der Krieg, der deine Kindheit prägte, nicht der Tod der Großmutter, der noch gar nicht so lange her ist, finden Platz in deinen ersten Zeilen, gleich bist du in der Gegenwart und schreibst von dem dir Wichtigsten, dem innersten Sinn und Angelpunkt deines Lebens: deinem Jesus oder auch deinem Heiland, wie du ihn nennst. „Bist du seine Magd, sein Kind, seine Freundin? Liebt er dich, der Herrscher, der Vater, der Freund? Musst du um seine Liebe buhlen?“, fragt der Pfarrer heute von der Kanzel herunter die anwesende Gemeinde, fragt dich naives Mädchen. „Nein“, sagt er, „du musst sie nur erwidern, musst einfach nur ‚Ja‘ sagen.“ Voller Ernst schreibst du das auf, willst es zu Herzen nehmen, das dir Wichtige, willst es festhalten, um es wieder und wieder zu lesen. Dir würde es nicht einfallen, das von der Kanzel herunter Gesagte in Frage zu stellen. Das Wort gilt dir. Es soll dir eine Lehre sein, soll sich dir einprägen um dir künftig Orientierung, Halt und Trost zu geben. Dieses „Ja“, mit dem du, den Worten des Pfarrers Folge leistend, die Liebe deines Heilands erwidern sollst, ist nicht nur ein Wort, sondern umfasst dein ganzes Leben.

Du legst den Blaustift in den Seitenfalz, schließt das Heftchen und verwahrst es in der Schublade. Dann kniest du dich, schon im Nachthemd und bevor du zu Bett gehst, hin zum Abendgebet, weil du es nicht nur in Gedanken, sondern auch mit deinem Körper ganz ernst meinst, du hebst die gefalteten Hände dort hin, wo du die Inbrunst zu spüren meinst, als sanften Widerstand in Herznähe, ein warmer Klumpen, mal fest, mal weich, größer oder kleiner, ein Etwas, das sich verwandelt und als aufgelöste Substanz bis in den Kopf steigt, dort zur Stimme sich verwandelt, tröstend und mahnend, auch als strafend sich verhärtendes Wort zur Peitsche wird, zum quälenden Stachel, hinabsteigt, hineinfließt in die Adern in das Nervengeflecht als Gefühl, wärmend und angstauslösend, in deinen Leib hineinwächst und deinen Körper, deine Gedankenwelt durchzieht, als eine Energie, eine Substanz, ein Organismus wie ein Pilzgeflecht,